

Wolfgang Huber

## **Besonnenheit**

### **Humanität in Zeiten von Omikron**

Ansprache im Silvesterkonzert, Pauluskirche Zehlendorf

Berlin, 31. Dezember 2021

#### *I. Erbarmen mit den Zweiflern*

Wenn das Jahr sich rundet, wenn wir seinen Anfang und seine Ende bedenken, kommt uns der Vergleich mit dem Alphabet in den Sinn, das nach griechischer Tradition mit dem Alpha beginnt, das schon zum Beta hinüberweist und mit dem Omega, dem großen O schließt. In diesem Jahr schiebt sich heimtückisch ein kleiner Buchstabe dazwischen: das Omikron, zu deutsch das kleine O. Warum die Virologen der neusten Variante des Corona-Virus diesen Namen gegeben haben, weiß ich nicht.

Wichtig müssen wir diese Pandemie nehmen, in der jetzt die Omikron-Variante des Feld beherrscht, aber nicht wichtiger als das A und O, von dem es in der Offenbarung des Johannes heißt: *Ich bin das A und das O, spricht Gott der Herr, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige.* Und dann heißt es noch einmal am Ende jener Offenbarung, mit der die Heilige Schrift schließt: *Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende.*

Herkömmliche Vorstellungen von Gottes Allmacht, wie sie in diesen Worten anklingen, fallen uns schwer. Ja, sie sind uns fremd geworden. Wie unförmige Stiefel hängen sie uns an den Füßen, gerade in Zeiten der Pandemie. Denn sie zeigt uns auf schmerzhaft Weise, dass Gott sich an die Gesetzmäßigkeiten der Natur bindet, als deren Schöpfer wir ihn bekennen.

Nicht weil er die mit diesen Gesetzmäßigkeiten verbundenen Abgründe beseitigt, sondern weil er sie überbrückt, ist er uns in solchen Zeiten nahe, auch im Übergang zu einem neuen Jahr. Er überbrückt sie durch seine Liebe, die uns in diesen Tagen wieder im Kind in der Krippe nahe gekommen ist. Er überbrückt die Abgründe, aber die Zweifel nimmt er uns nicht. Wenn es gut geht, hilft er uns, mit ihnen zu leben.

„Erbarmt euch derer, die zweifeln.“ So heißt ein kurzer biblischer Satz. Er ist weithin unbekannt; auch ich war überrascht, als er mir vor einiger Zeit über den Weg lief. Er findet sich in der vorletzten, zumeist übersehenen Schrift des Neuen Testaments. Kaum eine Seite ist diese Schrift lang. Der Brief wird Judas zugeschrieben, dem Bruder. Schon dieses einen Satzes wegen ist dieser Brief bedeutungsvoll: „Erbarmt euch derer, die zweifeln“. Nach der Ordnung der Herrnhuter Losungen bildet er das neutestamentliche Leitwort für den heutigen Tag. Er begleitet uns in diesen Abend und vielleicht sogar auf den Weg in die Ungewissheiten eines neuen Jahres, mit dem kleinen Omikron zwischen Anfang und Ende, zwischen A und O. Vielleicht begleitet er uns auch beim Innehalten und Lauschen auf die Klänge, die Cornelius Häussermann den beiden Orgeln entlockt, auf die vertrauten wie auf die unvertrauten, auf die schon einmal gehörten wie auf die unerhörten Töne, die uns dabei erreichen, nicht nur in den Ohren, sondern auch im Gemüt. Das Zweifeln erhält dabei ebenso Raum wie das Erbarmen: Erbarmt euch derer, die zweifeln.

Das ist ein Satz, der zur Besonnenheit mahnt. Denn mir jedenfalls war in letzter Zeit häufiger zum Verzweifeln zu Mute als zum Verständnis für die Zweifler. Pandemielegner und Impfgegner haben mir das Leben schwer gemacht – und ich manchen von ihnen auch. Wechselseitig begegnen wir einander wie Menschen, die nicht zweifeln, sondern ihrer Sache scheinbar ganz sicher sind, vom Anfang bis zum Ende. Neulich schickte mir einer von ihnen einen Aufsatz, der darauf hinwies, dass auch die Impfung – einmal, zweimal oder dreimal – keine Immunitätsgarantie vermittelt. Das wusste ich

schon, war doch ein Freund von mir schwer an Covid-19 erkrankt, zweimal geimpft, zeitlich noch vor dem Termin, zu dem eine dritte Impfung empfohlen wurde. In die Lücke einer geringer gewordenen Widerstandskraft nistete sich das Virus ein. Die Atmosphäre der Unduldsamkeit, die sich in unserer Gesellschaft ausbreitet, macht mir Angst. Wenn solche Angst eine Form des Zweifels ist, sehe ich mich nicht nur vor der Aufgabe, Zweiflern gegenüber barmherzig zu sein. Nein, ich zweifle selbst daran, wie es in einer Gesellschaft weitergehen soll, in welcher der Firnis der Gemeinsamkeit porös und der Zusammenhalt brüchig wird.

Dafür gibt es viele Beispiele. Manche damit zusammenhängende Debatten haben das vergangene Jahr stark geprägt. Was auf dem Spiel steht, wurde mir beispielhaft im Streit um die Sterbehilfe deutlich. Ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts hatte den Stein ins Rollen gebracht; es reklamierte einen Rechtsanspruch auf ärztliche Suizidassistenz. Dieses Urteil, so diagnostiziert die Theologin und Politikberaterin Ellen Ueberschär dieser Tage, ist durch eine „Scharfstellung grundgesetzlicher Freiheitsgarantien“ geprägt, die auf eine „bedingungslose Autonomie des Individuums“ zielt. Was geschieht, wenn wir uns von einer solchen von allem Gemeinschaftsbezug losgekoppelten absoluten Selbstbestimmung leiten lassen? Was folgt daraus im Blick auf die Fürsorge für unsere Mitmenschen und auf die Verantwortung noch für die, für die wir nicht sorgen können, aber um die wir uns sehr wohl sorgen müssen? Zeigen der Impfstreit und andere Erfahrungen des Pandemiejahrs nicht klar und deutlich, dass wir ohne sozialen Zusammenhalt und individuelle Bindungsfähigkeit Aufgaben dieser Art gar nicht bewältigen können? Müssen wir nicht von neuem lernen, die Autonomie des Einzelnen und die wechselseitige Verantwortung, das Verlangen nach Selbstbestimmung im Leben, für manche sogar im Sterben und die Fürsorge füreinander, die Selbstachtung und die Achtung der anderen auch in Zukunft zusammenzuhalten? Hat der Sozialphilosoph Amitai Etzioni nicht recht, wenn er es als eine allgemeine Pflicht ansieht, sich um die

moralische Ordnung einer Gesellschaft zu kümmern? Sein Kategorischer Imperativ heißt deshalb so: „Achte und wahre die moralische Ordnung der Gesellschaft in gleichem Maß, wie du wünschst, dass die Gesellschaft deine Autonomie achtet und wahr.“

Gehört es nicht zu den Pflichten von Christen, zu einer solchen Achtung beizutragen? Das Erbarmen mit den Zweiflern, aber auch der Streit mit den Selbstgerechten gehört zu der Besonnenheit, für die ich mich an dieser Jahreswende aussprechen möchte.

## *II. Besonnenheit und Humanität*

Johann Gottfried Herder war nicht nur Philosoph und Literat, sondern auch Theologe und Pädagoge. In Weimar, wo er in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gleichzeitig mit Goethe, Schiller und Wieland wirkte, saß er nicht nur am Schreibtisch, um seinen literarischen Vorhaben nachzugehen. Er war zugleich für das Bildungswesen wie für das kirchliche Leben in der Residenzstadt verantwortlich. Im Lauf dieses zu Ende gehenden Jahres hatte ich Anlass, mich mit ihm zu beschäftigen. Dabei bin ich auf die beiden wichtigen Schlüsselbegriffe Besonnenheit und Humanität gestoßen.

Der von ihm gewählte Zugang zum Verständnis des Menschen ist noch heute attraktiv. Auf Charles Darwin vorausweisend lässt er sich von der Einsicht leiten, dass der Mensch aus der Tierwelt herausgewachsen ist. Da er der erste „Freigelassene der Schöpfung“ ist, muss er für seine Selbsterhaltung selbst tätig werden. Was ihm an Instinktausstattung fehlt, gleicht er durch Intelligenz aus. Freiheit und Vernunft sind seine doppelte Mitgift; die Sprache ist das Medium, das zum einen wie zum anderen den Zugang bahnt. Er ist das „sprachbegabte Tier“. Entscheidend ist, wie er von seiner Freiheit, seiner Vernunft, seiner Sprache Gebrauch macht. Dafür verwendet Herder das Wort „Besonnenheit“. Zum menschlichen Handeln

gehört es, dass er sich vom Sinn und der Angemessenheit seines Handelns Rechenschaft ablegen kann, ja sich sogar vor dem Handeln zu einer solchen Prüfung Zeit nehmen und die Erfahrungen, die er dabei gewinnt, auswerten kann. Dass Menschen nicht ausschließlich ihren Instinkten folgen, rechtfertigt also keineswegs die Herder später in die Schuhe geschobene Behauptung, der Mensch sei ein Mängelwesen. Dass er zur Besonnenheit fähig ist, ist seine Stärke und nicht nur die Kompensation für einen Mangel. Dass er dafür seine Sinne einsetzt, zeigt zugleich, dass die Besonnenheit mit der Leiblichkeit menschlichen Lebens zu tun hat. Der menschliche Geist ist ein Teil seines Leibes. Die menschliche Intelligenz ist verkörperte Intelligenz. Der Mensch ist kein Computer, sondern ein leibliches Wesen. Das muss man all denen in Erinnerung rufen, die angesichts der Digitalisierung unseres Lebens nur noch darauf starren, wann die Intelligenz eines Computers wohl der menschlichen Intelligenz überlegen sein werde. Wer einmal über den sinnlichen Charakter der Besonnenheit nachgedacht hat, kann die Speicherkapazität von Computern nutzen, ohne sich vor ihrer Intelligenz zu fürchten.

Vom Maßstab der Besonnenheit her erklärt sich zugleich, was in Herders Vorstellung die entscheidende Aufgabe der menschlichen Lebensführung ist. Er bezeichnet diese Aufgabe als „Bildung zur Humanität“. Diese Aufgabe steht für ihn in der Mitte zwischen einem Rückfall in die „Tierheit“ und dem Streben nach einer noch ausstehenden Gottebenbildlichkeit. Unbeschadet der Vielfalt individueller Entfaltungsmöglichkeiten sind dabei alle Menschen in ihrer Gleichheit wahrzunehmen. Die Humanität schließt Pflichten gegenüber anderen ebenso ein wie Pflichten gegen sich selbst.

Diese Vorstellung von der gleichen Würde jedes Menschen in seiner Einmaligkeit überträgt Herder auf die Völker, die er insbesondere als Kulturvölker betrachtet. Den Begriff des Volks greift er deshalb auf, weil jede gemeinsam entwickelte und gelebte Kultur eines Trägers bedarf, den Herder im „Kulturvolk“ findet. Die gemeinschaftliche Pflege einer Kultur im weitest

denkbaren Sinn ist die gemeinsame Aufgabe derer, die diesem Volk angehören.

Der Missbrauch dieser Überlegungen in der Zeit des deutschen Radikalnationalismus zwischen 1890 und 1945 hat Herders Idee einer Bildung zur Humanität für Jahrzehnte verdunkelt und den Anschein erweckt, sie sei für eine Zeit kultureller Pluralität weder anschlussfähig noch hilfreich. Doch Herder verfiel mit seiner Auffassung ein Konzept kultureller Pluralität, das er sowohl individuell als auch kollektiv verankert. Da die einzelnen die Aufgabe der Bildung zur Humanität vor allem auf dem Weg der Selbstbildung zu erfüllen haben, ist die kulturelle Vielfalt dieses Vorgangs denkbar radikal gedacht. Und da derselbe Grundgedanke auf die Wechselbeziehungen zwischen kulturellen Gemeinschaften übertragen wird, bilden deren Gleichheit wie deren jeweilige kulturelle Individualität die verpflichtende Grundlage für das wechselseitige Verhältnis zwischen ihnen.

Die Aktualität dieser Überlegungen für unsere Zeit ist unverkennbar. Der Respekt vor der Identität des anderen ist die unerlässliche Voraussetzung für wechselseitige Lernprozesse. Die gemeinsame Beheimatung in einzelnen Staaten und internationalen Gemeinschaften bedarf des wechselseitigen Respekts für Verschiedenheit.

Kurz nach der Französischen Revolution erwägt Herder, ob er statt von Humanität auch von Menschenrechten sprechen könne. Doch als Bildungsziel müssen nach seiner Auffassung Menschenrechte und Menschenpflichten zusammen genannt werden: „beide beziehen sich aufeinander und für beide suchen wir *ein* Wort.“ Und dieses *eine* Wort heißt: Humanität.

Die Staatengemeinschaft hat zwar nach den Gewaltexzessen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Entscheidung getroffen, einen Kanon der weltweit verbindlichen Menschenrechte aufzustellen, ohne ihn durch einen gleichberechtigten Kanon von Menschenpflichten zu ergänzen. Eine Symmetrie zwischen beidem wäre dem Verständnis einer freiheitlichen

Gesellschaftsverfassung und Staatsordnung nicht gemäß. Denn sie wäre der Fehldeutung ausgesetzt, dass diejenigen, die gegen ihre Pflichten verstoßen, damit ihre Rechte verlieren. Die Unantastbarkeit dieser Rechte aber war es gerade, was gegen den Missbrauch staatlicher Macht verteidigt und gesichert werden musste. Das gilt heute genauso wie bei der Verabschiedung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte am 10. Dezember 1948. Doch diese Konzentration auf die Menschenrechte bedeutet keineswegs, dass die Pflichten gegenüber sich selbst, seinen Mitmenschen und der Gesellschaft dadurch unwichtig werden. Wo diese Meinung vorherrscht, bleibt die Besonnenheit auf der Strecke.

Besonnen wollen wir sein, auch im Rückblick auf dieses Jahr. Auf der Schwelle zum neuen gedenken wir der Abschiede des alten Jahrs.. Auf Gedenktafeln, Epitaphe sind wir angewiesen, damit die Erinnerung nicht verblasst. Heute ist dieses Gedenken Anlass für ein musikalisches Epitaph. Ein Gedenkbild in Tönen.

### *III. Selbstbestimmung und Respekt*

Die Impfdebatte zeigt exemplarisch, dass für viele die Selbstbestimmung mehr wiegt als der Respekt vor dem anderen. Denn nur unter der Voraussetzung, es gehe allein um einen selbst, kann man sich in einer Situation der Pandemie von der Impfung als moralischer Pflicht lossagen. Der französische Philosoph Gaspard Koenig hat lakonisch erklärt, der Staat habe seine Pflicht dadurch erfüllt, dass er die Impfung gratis verfügbar macht. Wer sich nicht impfen lassen wolle, müsse die Konsequenzen selber tragen. Nach seiner Auffassung ist das Risiko für die Gesellschaft vertretbar, solange die Intensivstationen keine Kapazitätsprobleme bekommen.

Die Pandemie zeigt, dass eine derart zynische Moralphilosophie nicht ausreicht. Wenn aus politischen Gründen bisher von einer Rechtspflicht zur

Corona-Impfung abgesehen wurde, bedeutet dies keineswegs, dass damit die offenkundige moralische Pflicht zur Impfung ihre Geltung verliert. Sie hat nicht nur in der Selbstverantwortung ihren Grund. Sowohl gegenüber den Einzelnen wie gegenüber der Gesellschaft besteht eine solche Pflicht: gegenüber den Einzelnen, weil ich verpflichtet bin, sie nicht mutwillig anzustecken; gegenüber der Gesellschaft, weil ich zu einem Beitrag dazu verpflichtet bin, dass eine ausreichende Impfquote die Pandemie zum Abklingen bringt. Wer sein Verhalten am Leitgedenken der Humanität ausrichtet, wird die Verantwortung für andere genauso ernst nehmen wie die Verantwortung für sich selbst.

Die Corona-Pandemie hat das vor Augen geführt. Unbeschadet der Debatte über eine rechtliche Impfpflicht sollte über die moralische Pflicht zur Impfung Klarheit gewonnen und öffentlich vertreten werden. Christen brauchen sich dabei nicht davor zu scheuen, das Dreifachgebot der Liebe zu Gott, zum Mitmenschen und zu sich selbst auf dieses Thema anzuwenden.

Diesen Maßstab ins Bewusstsein zu heben, ist aus einem weiteren Grund von großer Bedeutung. Die Corona-Zeit hat die Digitalisierung des Alltags einen gewaltigen Schritt vorangetrieben. Wenn die Pandemie nachlässt, wird es nicht nur darum gehen, Fortschritte der Digitalisierung zu sichern und weiterzuentwickeln. Es wird zugleich darauf ankommen, Augenmaß walten zu lassen. Nun muss dauerhaft für eine Lebenswelt gesorgt werden, in der Kinder mit der realen und der analogen Welt zu tun haben, bevor sie mit der digitalen Welt konfrontiert werden. Heranwachsende müssen dazu motiviert werden, ihr Leben nicht vollständig der Herrschaft von Smartphones, Tablets oder PCs auszuliefern. Ebenso nötig wird es sein, wichtige Besprechungen und gemeinsame Aufgaben nicht durchgängig in digitaler Form durchzuführen. Aus den neuen Praktiken wird nur dann ein menschengemäßer Fortschritt hervorgehen, wenn Augenmaß gewahrt und Besonnenheit praktiziert wird. Humanität schließt den Vorrang personaler Beziehungen ein. Digitale Assistenz muss dem Ziel dienen, Präsenz unter



Menschen möglich zu machen und ihre Spielräume nicht einzuengen, sondern zu erweitern. Digitale Pflegeassistenz beispielsweise kann, so betrachtet, der menschlichen Zuwendung neue Räume eröffnen.

Besprechungen, die von technischen Absprachen entlastet werden, können dadurch an inhaltlicher Tiefe gewinnen und für menschliche Begegnungen zusätzlichen Spielraum schaffen.

Die Bildung zur Humanität hat Johann Gottfried Herder zum Leitgedanken menschlicher Entwicklung erhoben. Die großen Herausforderungen unserer Zeit erscheinen in einem besonders klaren Licht, wenn wir sie von diesem Leitgedanken aus betrachten. Auch unsere Bitten und Wünsche für das neue Jahr werden klarer, wenn wir sie an einem solchen Maßstab messen. Für diese Bitten und Wünsche ist Raum, wenn wir sie hineinnehmen in das Wechselgebet, die Litanei von Jehan Alain, für die der Komponist selbst die Worte gefunden hat: „Wenn die christliche Seele in ihrer Verzweiflung keine Worte mehr findet, um die Barmherzigkeit Gottes zu erflehen, so wiederholt sie in ungestümem Glauben unaufhörlich das gleiche Bittgebet. Die Vernunft erreicht ihre Grenze. Der Glaube, ganz allein, setzt seinen Aufstieg weiter fort.“ Mit dieser Litanei klingt der Abend aus.